

(Nachdruck verboten.)

4) Der Arbeiter Schewyrjoff.

Revolutionsgeschichte von M. Artzibaschew.

„Ich habe Euch hundertmal gesagt,“ sagte der Meister mit stark hervortretendem deutschen Akzent, den man vorher nicht so herausgehört hatte, aber weniger laut: „daß der Ingenieur damit nichts zu tun hat!“

„Aber der Herr . . .“

„Der ist augenblicklich gar nicht in der Fabrik,“ fiel ihm der Deutsche ins Wort und drehte sich um.

„Wieso denn, da steht doch die Equipage des Herrn vor dem Eingang . . .“ bemerkte einer aus dem Häuflein.

Der Meister wandte sich rasch dorthin; auf sein Gesicht trat kalte Wut.

„So . . . laßt sie nur stehen! Um so besser für Euch!“ warf er spöttisch hin und machte wieder einen Schritt auf die Tür zu.

„Djodor Karlowitsch!“ rief eilig der Alte mit einer Bewegung, als wollte er ihm nachlaufen.

Der Deutsche ließ eine Sekunde lang den Blick auf seinem Gesicht oder vielmehr nicht auf dem Gesicht, sondern auf der Glaze ruhen.

„Du überhaupt . . .“ sagte er langsam und schadenfroh; „brauchst gar nicht erst zu kommen. Was bist Du für ein Arbeiter!“

„Djodor Karlowitsch,“ rief der Alte verzweifelt, „erbarmen Sie sich . . . bin ich denn . . . ich habe mich doch immer gut gehalten.“

„Das war und das ist!“ warf der Meister mit gemachter Gelassenheit ein, „bist eben alt geworden, Bruder, Zeit zur Ruhe . . . Komm lieber gar nicht erst her; ist zwecklos!“

Er faßte den Griff der Tür.

„Erbarmen Sie sich, ich bin doch . . .“

Aber die Tür schlug zu, und die Worte des Alten prallten gegen die gelbe, gleichsam spöttische Wand. Der Alte blieb stehen, schlug die Arme auseinander und wandte sich um, als wenn er sagen wollte:

„Na, gut . . . und was nun?“

Ganz plötzlich begannen alle die Mützen aufzustülpen und hinauszugehen.

Sie gingen aber nicht auseinander, sondern drängten sich am Eingang wie eine kleine Herde — mit den Köpfen nach innen — zusammen. Wahrscheinlich hatten viele keinen Fleck, wohin sie hätten gehen können: so ziellos, verwirrt apathisch sahen sie auf ihre Füße. Einer zündete sich eine Zigarette an, die anderen verfolgten es aufmerksam mit den Blicken. Die zerknickte Zigarette wollte lange nicht anrauchen.

„Stell Dich doch nicht grad in den Wind,“ bemerkte einer friedlich.

„Ah . . . laß mir . . .!“ rief der Rauchende plötzlich, schleuderte die Zigarette mit ganzer Kraft gegen die Wand und blieb stehen, als wüßte er nicht, was er anfangen solle.

„Nu sieh, was soll man tun . . . ich habe ja seit drei Tagen nichts gegessen . . .“ murmelte ein fahler Bursche und lächelte unermittelt, als erwartete er Beifall für einen gelungenen Scherz.

„Wirßt auch den vierten nichts essen!“ gab ganz gleichgültig der zurück, der zu rauchen versucht hatte.

In diesem Augenblick trat mit schnellen, eleganten Schritten aus einem anderen Eingang ein voller, hellblonder Herr mit aufgedrehtem, buschigem Schnurrbart. Bei seinem Erscheinen lief eine unfahbare Bewegung durch das Häuflein der Arbeiter. Sie zuckten nervös zusammen, machten ein paar Schritte vorwärts und blieben stehen. Nur der Alte zog die Mütze und entblößte seine schmutzige Glaze. Ueber das feste Gesicht des Ingenieurs glitt ein leiser Schatten. Er schien etwas sagen zu wollen, zuckte jedoch nur mit den Schultern, blickte vorwurfsvoll nach oben und rief gereizt:

„Sjtejan! Hierher! Zum Teufel nochmal . . .!“

Der dicke Kutscher mit einer Uhr am Gürtel wendete das Pferd nach dem Eingang zu. Der Ingenieur sprang

rasch und gewandt auf den Tritt des Wagens und ließ sich auf den knackenden Lederstuhl nieder. Der fuchsröte Traber zog mit einem Ruck spielend an; das schillernde Haar flimmerte, die Gummireifen beschriebenen einen weichen Halbkreis, und der Wagen fuhr leicht zum Faktortor hinaus. Er funkelte noch einmal im Licht auf und verschwand.

Die Arbeiter liefen auseinander.

Schewyrjoff ging als letzter fort. Er steckte die Hände in die Taschen, rechte sich, richtete den Kopf hoch auf und ging schnell die Straße herunter.

In dem wasserhellen Licht des Herbsttages erschien die große Stadt noch schmutziger und kälter als gewöhnlich. Die Pfeilgeraden, nassen Straßen tauchten in dem bläulichen Nebel unter, und weit hinten, wo Menschen, Pferde, Häuser und Laternen in trübem Blau zusammenschmolzen, glüherte gespenstisch, wie in der Luft schwebend, die dünne, goldene Spitze des Admiraltätsturms.

IV.

In dem Kellerwirtschhaus, wo Schewyrjoff zu Mittag aß, ging es lärmend her, und das Gemisch von Tabaksqualm, Schweiß und Ruchendunst ballte sich in einem dichten klebrigen Dunst zusammen, daß die Menschen darin wie in einem Sumpfnebel verschwanden.

Schewyrjoff saß hinter einem Fenster, vor dem menschliche Beine in unaufhörlichem Zuge hin und her liefen, schaute, die Ellbogen auf das fettdurchweichte Tisch Tuch gestemmt, teilnahmslos in das Nebenzimmer hinüber, wo sich im Tabaksrauch irgendwelche Schatten an dem wackeligen Billard bewegten. Trodenes Krachen, lautes Rachen und Schimpfen tönte von dort herüber. Am Nebentisch saß eine Gesellschaft angeheiterter Schustergejellen. Einer von ihnen, ein hagerer Bursche von desperatem Neukern, mit einem Ring im Ohr, sorgte für die Belustigung der anderen, indem er sich über ein einfältiges Bäuerlein lustig machte, das ihm mit gedankenlos interessierten Augen auf die Rippen blickte. Der Bursche log ihm etwas vor, log mit Begeisterung, verschluckte sich vor Vergnügen, konnte es aber manchmal selber nicht aushalten, schlug sich dann entzückt auf die Knie und rief, zum Publikum gewendet, mit Seligkeit in der Stimme:

„Aber das ist doch ein Dummkopf, Brüderchen! Ich beschwindele ihn ohne Ende, schwindele ohne Ende, und er glaubt alles! . . . Wahrhaftig, alles glaubt er, Brüderchen.“

Das Bäuerlein lächelte verlegen, machte eine wegwerfende Bewegung mit der Hand und wandte sich ab, aber der Bursche mit dem Ohrring legte sich wieder mit der Brust auf den Tisch, öffnete weit den Mund und begann von neuem mit feierlichem Ausdruck:

„Aber dann erst, als ich in Pensa wohnte . . .“

Das Bäuerlein zuckte, streckte den Hals aus und richtete seinen Blick unterwürfig auf die Lippen des Erzählers.

Jeden Augenblick knarrte die Tür und ließ zugleich mit den Nebelschwaden immer neue und neue Gäste herein, deren Fluchen man schon von draußen, von der Treppe her, hören konnte.

Die Dämmerung wurde dichter, der Nebel wurde dichter, und der Därm lag schwer unter der niedrigen Decke. Der Därm, der Gestank, der Rauch, die Menschen und die Fläche ver schlungen sich zu einem alldruckartigen Schmutznäuel, in dem man nichts Einzelnes mehr zu unterscheiden vermochte.

In daselbe Tischchen, an dem Schewyrjoff saß, ließ sich bald nach ihm ein hagerer, langhalsiger Mensch mit einem äußerst dunklen und ganz verzückten Gesicht nieder. Er befand sich offensichtlich die ganze Zeit über in schrecklicher Aufregung. Bald stützte er den Kopf auf die Hände, bald sah er sich um oder drehte sich auf dem Sitz hin und her und suchte etwas in allen Taschen, fand aber nichts. Manchmal blickte er auf Schewyrjoff und schien ein Gespräch anfangen zu wollen, wagte es aber nicht. Schewyrjoff bemerkte es zwar, sah ihn aber kühl an und erleichterte es ihm nicht. Schließlich, nach einem besonders witzigen Einfall des Burschen mit dem Ohrring, der ein Donnergelächter der Handwerker entfesselte und das leichtgläubige Bäuerlein in

endgültige Verwirrung gebracht hatte, wandte sich der langhalsige Mann zu Schewyrjoff und wies verbindlich lächelnd auf den Burschen hin:

„Das wird wohl auch so ein Durchgänger sein!“

„Ja . . .“ Schewyrjoff erwiderte nur ungerne.

Der langhalsige Mann drehte sich, als ob er nur gewartet hätte, entschlossen zu ihm um und sagte mit einem Gesichtsausdruck, als stürze er ins Wasser:

„Genosse, Sie sind einer von uns, was . . . ein Arbeiter?“

„Ja,“ antwortete Schewyrjoff ebenso kurz.

Der langhalsige Mann zuckte mit dem ganzen Körper.

„Hören Sie, kann ich Sie bitten . . . es sind erst drei Tage, daß ich in der Hauptstadt bin . . . Wissen Sie nicht, wie ich mir Arbeit verschaffen kann . . . Ich bin Schlosser . . . was?“

Seine Augen sahen Schewyrjoff bittend an, sein Gesicht bewahrte dabei den früheren verzückten Ausdruck.

Schewyrjoff schwieg eine Weile.

„Ich weiß nicht,“ antwortete er. „Ich bin selber arbeitslos. Ist keine Arbeit zu finden . . . Stillstand. In der Stadt gibt es jetzt ein paar zehntausend Arbeitslose. . .“

Der Mann mit dem verzückten Gesicht starrte Schewyrjoff an; sein Mund war halb geöffnet. Dann begann sich sein Gesicht zu verändern, blaß und entkräftet zu werden, es nahm plötzlich den Ausdruck naiver wehrloser Verzweiflung an. Er warf den Rücken gegen die Stuhllehne und schlug die Hände hoffnungslos auseinander.

(Fortsetzung folgt.)

Halbseidene Pädagogik.

(Vom sechsten Erziehungstag in Weimar.)

Als ich auf dem Bahnsteig in Weimar den ersten Schritt tat, rief ich auf — Lews. Ich bin nicht abergläubisch, noch weniger möchte ich den ehrenwerten Schulpapst des Berliner Kopfs- und Biemer-Freisinns beleidigen. Aber soviel stand augenblicklich bei mir fest, daß diese Begegnung kein gutes Omen war.

Eine Pfingstfahrt nach Weimar ist ein Fest für sich. Wenn man jemand etwas recht Schönes und Liebliches wünschen will, sollte man ihm eine solche Pfingstfahrt wünschen. Alles, was in diesen lenztrüben Tagen Herz und Gemüt entzückt, vereinigt sich hier in Weimar zu einer herrlichen, volltönenden Harmonie. Der schimmernde Duft, der die leichten Nebenhöhen Raumburgs umfließt, und der romantische Sagenzauber, der von der Rudelsburg herniedergrüßt; das bunte Farbenspiel der Wiesenteppe im Saalatal und die sonnträglich-feierliche Stimmung, die mit märchenheimlichen Schritten durch die Lenzgefilde schreitet — in Weimar findest du alles wieder, und viel schöner noch, viel reiner, edler, abgeklärter.

Durch die engen Gassen summt und quirlt ein bunt Gewimmel. Gepuzte Menschen strömen den Behausungen zu, denn schon breitet der Abend seine langen Schatten über die Stadt. Der zweite Pfingsttag neigt sich seinem Ende.

Im kleinen Saale der „Erholung“ sitzen an langen Tischen zwei Duzend Menschen beisammen. Alte und Junge, Männer und Frauen. Daran ist nichts Besonderes. Auch die Menschen selbst wollen nichts Besonderes sein. Und doch sind sie's.

Unter den vielen Räten, an denen das deutsche Volk leidet, hat besonders die Schulnot frühzeitig und in hohem Maße die Aufmerksamkeit auf sich gelenkt. Nicht die Aufmerksamkeit der Lehrer als Gesamtheit — das sind fast allesamt banale Durchschnittsmenschen, die ihren Trost gehen, ihren König loben und den lieben Gott einen guten Mann sein lassen, höchstens daß sie sich einmal um Gehaltsfragen streiten und erziehen. Aber es sind doch einige unter ihnen, denen die Erziehungsnot ganz ernstlich ans Herz gegangen ist. Und diese Wenigen pflegen sich alljährlich zu Pfingsten in Weimar ein Stelldichlein zu geben. Manche davon sind wunderliche Käuze mit schurrigen Ansichten und oft noch wunderlicheren Reformvorschlügen. Andere sind zu einseitig, zu fanatisch, als daß man ihre geistige Gesellschaft auf die Dauer ertragen könnte. Auf alle trifft das Wort zu, daß sie gute Menschen, aber schlechte Musikanten sind.

Ihnen allen schwebt die Schule als etwas vor, das isoliert in der Luft hängt, losgelöst von allen Bedingtheiten und Beziehungen des gesellschaftlichen Lebens, und was man nun nach Belieben modeln und ändern, bessern und reformieren könne. In ihrem Kopfe sitzt eine Idee, die Idee erweitert und entwickelt sich zum System — nun, Welt, danke deinen Schöpfer, daß solch ein genialer Kopf diese beglückende Idee gebar, und tue, was du tun kannst, um dieses trefflichste aller Systeme zu verwirklichen! Daß die Schule, der Jugendunterricht und die Erziehungsprinzipien nur Teil-

erscheinungen des jeweiligen Komplexes der gesamten sozialen Organisation sind, aus der sie nicht herausgelöst werden können und dürfen, und daß sie nur in diesem lebendigen wechselseitigen Zusammenhang verstanden, bewertet und beurteilt werden können, das ist jenen ein tiefes Geheimnis. Sie erheben Anklagen gegen Minister und Geheimräte, machen Menschen für Mängel und Schäden verantwortlich und erwarten Heil und Hilfe von Menschen, wo immer nur tiefliegende, für die ganze Gesellschaftsstruktur entscheidende ökonomische Grundlagen in Betracht kommen. Es sind unheilbare Ideologen und Schwärmer, Sektierer und Reformen, inkonsequent bis ins Himmelblaue hinein und von einem Glauben, einem naiven Optimismus besetzt, der oft rührend wirkt. Die Rousseau und Proudhon, Fourier und Owen, wie wir sie aus der Geschichte des Sozialismus kennen, waren aus demselben, zwar edlen, aber für den realen Gebrauchszweck des Lebens untauglichen Holze geschnitten.

Die Tagung begann am Dienstag mit einem Bericht über die Fortschritte der Bewegung, den Artur Schulz-Wirkenwerder, Herausgeber der „Blätter für deutsche Erziehung“, erstattete. Schulz ist zweifellos eine Persönlichkeit von eigener Prägung, erfüllt von Eifer und Beharrlichkeit, Opfermut und Glauben an den Sieg seiner Sache. Dabei Optimist und Utopist vom reinsten Wasser. Ein schwacher Lichtblick nur auf dem freudearmen Dornenwege, und sofort erhebt sich seine Seele mit breiten Flügeln in die Regionen rosenfarbigster Stimmungen. Welche Hoffnungslosigkeit sprach aus seinem Bericht, und wie armselig waren die Ursachen, die ihm dazu Anlaß gaben! Da hat man zum ersten Male das preussische Kultusministerium gebeten, einen Vertreter zu der Tagung zu entsenden. Schwarzjoff denkt natürlich nicht daran, dem Wunsche zu entsprechen. Aber er hat den Herrn Schulzreformern keinen Fußtritt verweigert, sie auch nicht kühl ignoriert, sondern ihnen telegraphisch ablehnenden Bescheid zugehen lassen. Darüber große Freude in Israel! Man denke: eine Antwort! Welche Perspektive tut sich da dem Bülcklein von Utopia auf! Auch sonst machen sich angeblich im Schulleben allerhand Wendungen zum Besseren bemerkbar. Zwar sinkt das preussische Schulleben zum Himmel, und erst die letzten Kultusetat-Debatten im Abgeordnetenhaus haben die Abgründe der schmachvollen Schulreaktion blitzartig in ihren Tiefen erhellte — aber was tut's! Schon darf ein einziger preussischer Lehrer in einer einzigen Schullasse (Namen und Ort werden nicht genannt, damit der böse Teufel Vitru das Wachstum des zarten Weichens im Verborgenen nicht störe!) ein halbes Jahr Elementaristen versuchen ohne Lehr- und Stundenplan, ohne Lesen, Schreiben, Rechnen und Religion unterrichten! Welch ein Erfolg! Man schlage drei Purzelbäume ob dieses Triumphes der reformerischen Bewegung! Nun sollen die Lehrervereine nur kräftig weiterbohren und -drängen. Alle Energie aufbieten und Mut zeigen! Die Minister sind ja gar nicht so reaktionär, wie's immer behauptet wird. Im Gegenteil, kein Mensch ist dankbarer als sie für jede Anregung von außen. Nächstens wird auch in Oesterreich ein Erziehungstag abgehalten werden. Dann, Reaktion, nimm dich in Acht! Dein Dasein ist gemein, der schönen und großen Sache der Schulreform ist der Sieg gewiß. . . .

Soll man lachen oder den Kopf schütteln? Ist das Ernst oder Ironie?

Schulz hat die Ausführungen mit ernstem, was sage ich — mit einem vor Hoffnungsfreudigkeit strahlendem Gesicht gemacht.

Lassen wir dem wackeren Gemüt seinen schönen Glauben!

Zweiter Redner war Prof. Ostwald-Leipzig. Man mußte ein Renommierpferd haben! Rosegger, den man auch zu gewinnen versucht hatte, wäre als Aushängeschild gewiß wirksamer gewesen. Aber er hatte abgelehnt. Nun: Ostwald — Geh. Hofrat, Professor Dr. — bot in seinem gegen das humanistische Gymnasium gerichteten Vortrage über Idealismus und Humanismus eine gehaltvolle und abgerundete Leistung. Bei dem enormen Wissen dieses Gelehrten nichts Verwunderliches. Ueber Plato und die klassische Antike, den Humanismus, Goethe und die Weimarsche Zeit hinweg führte er, immer aus dem Vollen schöpfend, den Nachweis, daß Vergangenheitsideale keine Ideale der Entwicklung sind. Darum ist das humanistische Bildungsziel des Gymnasiums abzulehnen, um so mehr, als die Unterrichtsmethode der Gymnasien die kindliche Individualität vernichtet, alle schöpferischen Fähigkeiten ersticht, den Geist verödet und den werdenden Menschen allen Lebensrealitäten ent Fremdet. Justiz- und Unterrichtsverwaltung, zu schreienden Notständen geworden, führen die Früchte der gerühmten humanistischen Bildung in lapidarer Anschaulichkeit vor Augen.

Nun ergriff Lews, der Unvermeidliche, das Wort.

Auch ich lehne das Vergangenheitsideal ab. Das Kulturziel des Humanismus ist unwahr und unvereinbar mit den Forderungen unserer Zeit und unseres Volkes. Die Völker der Antike stellten keine Volkseinheit dar. Immer gab es Klassen, Freie und Sklaven. Es ist der größte Fortschritt der modernen Staaten, daß sie wenigstens in der Theorie die Gleichberechtigung aller anerkannt haben.

Sagte Lews.

In der Praxis freilich will die Gleichberechtigung erst errungen werden. Darum ist unser Ziel ein Zukunftsideal. Ein einheitliches Volk wollen wir sein. „Das beste Mittel, dies zu werden,

Im Märkischen Museum.

8. Haus und Straße.

Die bürgerliche Kultur Berlins von der Mitte des 18. bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts etwa, die ihre äußeren Spuren in einer gewissen Stilleinheit zurückgelassen hat, bahnte sich zunächst nur gleichsam in den vier Wänden an. Ein Einfluß auf das öffentliche, das politische und rechtliche Leben stand ihr unter dem Despotismus des 18. Jahrhunderts noch keineswegs zu. Erst nach dem Zusammenbruch dieses Systems, nach Jena, mußten die Machthaber, aus eigenstem bittersten Lebensinteresse, dieser mehr häuslichen Bürgerkultur auch im öffentlichen Gemeinwesen einen bescheidenen Platz gönnen, um sie nach Napoleons Sturz durch die Reaktion auch daraus wieder zu verdrängen. Zeigt uns die kulturgeschichtliche Abteilung des Museums für das Mittelalter keine anderen Reste als Nordwaffen und Folterinstrumente (Saal 29 und 32), so sehen wir jetzt auch in den friedlichen Alltag des Bürgerhauses und der öffentlichen Plätze. Das Koloßzimmer mit den Rosenbergschen Wandgemälden aus dem noch stehenden Palais des Ministers v. Podewils in der Klosterstraße neben der Parochialkirche (Saal 45) ist natürlich als ein Bruntraum möbliert zu denken, wie ihn sich ein Berliner Bürgersmann jener Zeit kaum hätte leisten können und jedenfalls aus Sparsamkeit nicht geleistet hätte, mochte er sich selbst wie der Inhaber des Judemonopols David Splittgerber in seiner ganzen Wohlhabenheit in Del abtonterfeien und von dem tüchtigen G. Fr. Schmidt in Kupfer stechen lassen (Saal 24, zweiter Schrank). Einige Stühle möblierten ein Zimmer (Nr. 47) im Stil des ausgehenden Jahrhunderts. Die Kommode, auf der die Schoppschen Zeichnungen liegen, gehört noch dem Rokoko an. Chodowieds Blätter an den Wänden beleben Interieurs von 1760 etwa. Das grüne Nippsofa mit den Bronzefüßchen und seinem runden Mahagonitisch davor ist bereits Empire. Denselben Stil hat der aus Birkenwurzel von der Tischlerinnung gearbeitete Kunstschrank mit Geheimfächern, der aus besonderen Umständen in den Besitz des Medailleurs Loos kam und von diesem mit den schönen Reliefs versehen wurde (Raum 48). Die vollständigste Zimmereinrichtung ist die aus Birke von 1830 etwa (Raum 35): Sofa, Rundtisch und Stühle, Sekretär und Bücherschrank, Spieltisch und Nähtisch, Klavier, Eckservante, Kommode mit Spiegel, dünnem Teppich und Prismenkrone. Das ist das heute als Nachahmung so sehr in Mode und bei Verständigen bald wieder in Verruf gekommene sogenannte Wiedermeyer — eine nachträglich erfundene Bezeichnung übrigens, die von München aus durch die „fliegenden Blätter“ und die „Jugend“ in die Sprache der heute so Anpassungsfähigen Industrie und der von dieser abhängigen „Gebildeten“ übergegangen ist, um in freien und angewandten Künsten ihr im Grunde recht sinnloses Wesen zu treiben. Genau so wie in unsern Tagen eine kulturverlassene Bourgeoisie sich in Wiedermeyerspielerlei gefällt, entstand damals unter dem Einfluß der Romantik und ihrer mittelalterlichen Tendenzen als Reaktion gegen die schlichte Schönheit dieser einfachen, gradlinigen Möbelformen die gotische Mode, die dann, besonders unter dem Schutze des „kunstverständigen“ vierten Friedrich Wilhelm, zu den wildesten Ausgebirgen eines mißleiteten Geschmades führen sollte. Und kein Geringerer als Goethe ist es gewesen, der 1827 zu Eckermann diese Spielerei mit dem rechten Tadel traf: „Es ist immer eine Art von Maske, die auf die Länge in keiner Hinsicht wohl tun kann, vielmehr auf den Menschen, der sich damit befaßt, einen nachteiligen Einfluß haben muß. Denn so etwas steht im Widerspruch mit dem lebendigen Tage, in welchen wir gelebt sind, und wie es aus einer leeren und hohlen Sinnungs- und Denkweltweise hervorgeht, so wird es darin bestärkt.“ Goethe selbst wohnte, wie man heute noch in seinem Weimarer Wohnhause sehen kann, in ähnlichen Möbeln, wie das ausgestellte Berliner Zimmer sie hat, und empfand deutlich den inneren Zusammenhang des damaligen bürgerlichen Zeitgeistes mit den Formen dieser Gebrauchsgegenstände, die in ihrer nützlichen Einfachheit ihre eigene Schönheit und Wahrheit, als dem Bewohner gemäh, hatte und doch noch eine leise Erinnerung an die ewig vorbildliche Antike besaß. Das Schoppsche Aquarell an der Wand desselben Raumes belebt ein ähnliches Interieur mit Figuren: eine Abendgesellschaft in einem Hause am Dönhofsplatz. Das eine weibliche Wesen, das sich eben am Klavier produziert hat, lauscht mit den anderen der Rezitation eines jungen Mannes, während die männlichen Zuhörer sich an den Wänden in einer eelastischen Ergriffenheit winden, die unsere raschere Zeit wie tödliche Langeweile annutet. Dies zeigt nur im engeren Familienkreise die Literatur- und Kunstschwärmerei einer Zeit und einer Klasse, die vom öffentlichen Leben so gut wie ausgeschlossen war. Eine Art von Organisation gewannen solche häuslichen Abendzusammenkünfte zu Bildungszwecken für weitere Kreise in sogenannten Salons, die sich zu ihren französischen Vorbildern der Rokokozeit verhielten wie die vierkantigen Kien- oder Birkenmöbel dieser bürgerlichen Epoche zu dem vergoldeten, gobelingschmückten Schlafmöbelment jener aristokratischen Zeit. Die leibliche Bewirtung kam in allerlecher Linie, und der Wit der Berliner, die gerade in ihrer erzwungenen Dürftigkeit einen kräftigen Happen nicht verachten gelernt hatten, kühlte weidlich süßen Mut an dem dünnen Tee und den sparsam belegten Butterbrotten, die auch in den wohlhabendsten Häusern bei solchen Abendgesellschaften gereicht wurden. Einer der bedeutendsten und bekanntesten Salons jener Zeit war der der Raquel

sind Erziehungsanstalten, die so eingerichtet sind, daß sie jedem Kinde an jedem Orte nach Möglichkeit die Möglichkeit geben, all seine Kräfte bis zu der Höhe auszubilden, wie sie die Natur vorgeschrieben hat.“

Sagte Tews.

Jurzeit entsprechen unsere Schulen diesen Anforderungen noch nicht. Noch immer besteht das ungeheure Unrecht, daß intelligente Volksschüler, die mit 14 Jahren in eine höhere Schule übergehen wollen, neben neunjährigen Vorschülern in der Sexta anfangen müssen. Noch immer sind reichlich zwei Drittel aller Volksschüler, die auf dem Lande oder in kleinen Städten aufwachsen, vom Besuch höherer Schulen so gut wie völlig ausgeschlossen. Noch immer durchlaufen 95 Proz. aller Kinder nur die Volksschule und haben infolge ihrer mangelhaften Bildung fast gar keinen Anteil an unserer Kultur. Unsere Schulzustände sind noch dieselben wie vor Jahrtausenden, wo es freie und Sklaven gab. Unsere Volksschule ist eine Kasten-, eine Armen-, eine Klassenschule und nichts anderes.

Sagte Tews — und schlug mit der Faust auf den Tisch.

Diese Klassenschule ergibt sich aus dem Klassenstaat. So lange dieser besteht, ist aller Kampf gegen die Klassenschule umsonst. Darum fort mit dem Unterschied zwischen Besitz und Besitzlosigkeit! Nieder mit dem Klassenstaat! Kampf dem Kapitalismus! Her mit dem Sozialismus!

Sagte Tews?

„Nein, das sagte er nicht! Hier schnappte seine Rede plötzlich ab. Zwar wäre dies die einzige Konsequenz seiner Ausführungen gewesen, aber Tews ist kein Konsequenzmacher. Dies und die Gabe, durch eine phrasenreiche Rhetorik billige Augenblickswirkungen zu erzielen, hat er mit Wilow gemein.“

Es ist immer dasselbe Leidwesen, wenn man Tews hört. Es könnte auch Pautsch oder Kopsch oder Wiemer oder sonst einer der liberalen Leuchten sein. Immer dieselbe ansehnend resolute Kritik, dasselbe lecke Drauflosgehen und Maulaufreißen — und dann, wenn es gilt, Farbe zu bekennen und die Konsequenz zu ziehen, dasselbe Abschweifen und feige Kneifen. Man weiß schon vorher, was Tews sagen und bis zu welchem Grade er den Zorn in seiner zottigen Mannesbrust aufflammen lassen wird; blitzschnell kniet er dann seinen Gedankengang ab, springt — als träte er auf heißes Eisen — zur Seite und schlägt sich seitwärts in die Büsche...

Der Erziehungstag spendete Tews langen und reichen Beifall. Das kennzeichnete den Geist, der ihn beherrschte.

Ich sagte ja zu Anfang schon, daß Tews kein gutes Omen sei...

Ueber „Wege und Ziele der Schulreform“ sprach zum Schluß Berthold Otto aus Groß-Vichtersfelde, Herausgeber des „Hauslehrer“ und Begründer der Altersmündarbtbewegung.

Die Erziehung des Kindes muß schon bei der Auslese der Eltern beginnen. Die Abstammung ist von viel größerer Wichtigkeit für die Erziehung, als man im allgemeinen annimmt. Nicht aus dem Kinde soll der Erzieher etwas machen, sondern aus dem, was im Kinde schon da ist. Er bemühe sich, anzunehmen, daß das Kind von Haus aus gut ist. Scheint dies nicht der Fall, so liegen Beobachtungsfehler vor. Feindschaft zwischen Lehrern und Schülern hat immer in Verschuldungen und Fehlern auf Seiten der Lehrer ihre Ursache. Jeder Einwirkung auf das Kind hat sorgfältigste Beobachtung voranzugehen. Das trifft auch für den Unterricht zu. Das Resultat dieser Beobachtungen zwingt zu einer völligen Umgestaltung des Unterrichts.

Kedner schilderte den Charakter und Verlauf des Unterrichts in seiner „Hauslehrer“-Schule. Wenn man meine, daß die höchsten Schulbehörden der Entwicklung der Schule in dieser Richtung hinderlich seien, so irre man. Die mittleren Behörden seien schon unangenehmer, bürokratischer. Eine der größten Hemmungen liege im Lehrerstande, die größte bei den Eltern. Deshalb müsse die Bewegung in die Kreise der Eltern getragen werden. Darin beruhe die Hauptaufgabe der Bewegung der deutschen Schulreform.

Ziehen wir die Summe:

Die Bewegung für Schulreform verfolgt ein ohne Zweifel schönes und großes Ziel. Sie will die Erziehung frei machen und auf eine neue Grundlage stellen. Im Ziel berührt sich die Bewegung mit dem Schulideal des Klassenbewußten Proletariats. Auch wir wollen eine freie, einheitliche, auf Selbsttätigkeit gegründete und dazu weltliche Schule. Nur daß wir all das klarer, ausgesprochenener, in reinerer Ausprägung wollen. Unsere Forderungen sind radikaler, herzhafter, unmittelbarer. Aber das ist im Grunde nicht das Trennende zwischen uns. Was uns scheidet, ist der Weg zum Ziele. Die Reformen wollen den Pelz waschen, ohne ihn naß zu machen. Wollen die Schule reformieren im Rahmen der heutigen Gesellschaftsordnung. Nach dem altbekannten Rezept aller bürgerlichen Sozialreformer und utopistischen Quacksalber. Wir sind dagegen überzeugt, daß einzig und allein die Ueberwindung des kapitalistischen Klassenstaates zur Aufhebung der Klassen- und Armeenschule, zum Sturze der herrschenden Erziehungsgrundsätze führen kann. Helfen wir eine neue Gesellschaft schaffen, und wir werden die neue, freie Schule haben.

Otto Mühl.

Barnhagen, Gattin des Geschichtschreibers, die schon als junges Mädchen in den 90 er Jahren des 18. Jahrhunderts die verschiedenartigsten Mitglieder der adeligen wie der bürgerlichen Kreise zwanglos bei sich vereinigte: Beamte, Gelehrte, Künstler, Leute vom Hof, Theologen, Kaufleute, Offiziere usw. Einzig und allein durch die Macht ihrer geistigen Persönlichkeit, die keineswegs durch äußere Reize unterstützt wurde, vermochte diese unansehnliche Südin auf Grund gemeinsamer Bildung ein derartig starkes demokratisches Element der Gesellschaft einzufügen, wie es die staatliche Form dieser Gesellschaft noch keineswegs zuließ.

Um diese Menschen außer dem Haus zu erblicken, durchlaufen wir noch einmal bekannte Gänge. Aus dem 18. Jahrhundert sehen wir den Weihnachtsmarkt in der Breitenstraße (48), den Bergerschen Tanzsaal (im Durchgang von 34 zu 35), den Spaziergang vor dem Rosen-taler Tor (42, Parkstrand), den Stralauer Fischzug zu verschiedenen Zeiten (31). In 42 den Tempelhofer Berg, die Schanze oder den Weinberg — (1820) — und aus derselben Zeit das kostbare Dokument des langen Linden-Bildes mit einigen noch existierenden Häusern. In Raum 43 die Eisbahn auf der Spree (1815), die Linden und den Verkehr am Prenzlauer Tor gegen 1840 und in 44 schließlich die bereits erwähnten 20 Calaischen Aquarelle mit ihren charakteristischen Staffagen aus den 30er Jahren des 19. Jahrhunderts.

Eine wertvolle Ergänzung zu dem Kapitel der damaligen Berliner Volkstypen bieten auch die humoristischen kolorierten Blätter, die die ganzen Wände des Raumes 22 einnehmen und denen noch die Hofemannschen Blätter in Saal 24, 4. Kasten, anzufügen sind. Diese Blätter enthalten das gemeinsame, was heute in viele Gattungen der Publizität zerfallen ist. Ein schwacher Anfang, wenn auch nicht aktuelle Erscheinungen (wie das erst mit Verbollkommen- nung der Druck- und Reproduktionstechnik möglich wurde), so doch alltägliche, typische wiederzugeben: der Laternensticker und die „Höfersche“, der Droschkenfutscher und der Stiefelpuher, der Reichenbitter und der Armenwächter, die „Hof“-Musikanten und die Kurvende. Hier liegen die Anfänge der späteren Witzblätter und überhaupt, in bescheidenstem Maße, die Anfänge einer öffentlichen Kritik, die ja von den Tageszeitungen noch völlig ausgeschlossen war. Die eigentliche Politika darf naturgemäß hier noch nicht auftreten. Aber leise Spuren sozialen Spottes lassen sich bereits nachweisen. Wie etwa in der verkniffenen Polizeiwaise des Armenwächters mit seiner schnauzenden Frage: „Wer ist sie? Was bettelt sie?“ oder in dem fettgepolsterten Konterfei der Schlächter- madam: „Wenn ich oder mein Mann de Kälber alleene besorgten, dann machten wir se aus lauter Niere, so aberst seind se nich anders!“ Die Kunst dieser Karikaturen, selbst einige Schadow'sche Blätter eingerechnet, steht keineswegs schon auf derselben hohen Stufe wie gleichzeitig in Frankreich. Die letzte Wirkung ergibt sich gewöhnlich erst aus dem dazugefügten Text und dessen Quintessenz liegt wiederum zumeist im Dialekt und seiner besonderen Frenie. Man kann diese Ironie vielleicht geradezu als die Seele des Berliner Dialekts bezeichnen, und wenn man sich wieder Zusammen- setzung und Entoidelung der Bevölkerung vergegenwärtigt, so erklärt sich diese verkappte Waise, mit der das aufstrebende Bürger- tum gegen die obrigkeitliche Bevormundung zu rebellieren ver- suchte. Eine gründliche Respektlosigkeit ist wohl die charakteristischste Ursache dieses in Dialekt gelleiteten Witzes, und sie machte sich ebenso schon im 18. Jahrhundert geltend, da die Straßenjugend mit dem „ollen Frähen“ spakte, wie schließlich im Jahre 48, als sie sich endlich in bitteren Ernst wandelte und ihre Vertreter zum Kampf auf die Barrikaden stellte. A. F. C.

kannt wird. Anfangs wurde das Erdöl namentlich wegen des Leucht-petroleum's, das im Destillationsverfahren aus dem Roh- material gewonnen wird, geschätzt. Petroleum bildete lange Zeit für die ganze zivilisierte Welt „das Beleuchtungsmaterial“, bis es vor noch gar nicht allzulanger Zeit vom Gas, besonders dem Gasglüh- licht, und vom elektrischen Licht verdrängt wurde. Immerhin findet Leucht-petroleum auch heute noch einen beträchtlichen Absatz. Zu immer größerer Wichtigkeit ist ein anderes Produkt des rohen Erdöls ge- langt, das Benzol, in neuerer Zeit namentlich durch seine aus- giebigste Verwendung im Automobilbetriebe. Der größte Teil aller Maschinen-schmiermittel wird aus Erdölprodukten dargestellt. Eines der wichtigsten Erdölprodukte ist das Paraffin, das zur Herstellung von Kerzen, Schuhwachs, Bohnerwachs, Salben in gewaltigen Quanti- täten verbraucht wird.

Wie dieses dickflüssige bräunliche Produkt (das Rohpetroleum oder Erdöl), das teils frei aus der Erde emporquillt, teils aus den fossilen Ansammlungen im Erdinnern mit Pumpen an das Licht des Tages gefördert wird, in seinen ungeheuren Mengen entstanden ist, darüber zerbrechen sich — wie gesagt — die Gelehrten schon fast ebenso lange die Köpfe, als das Petroleum mit seinen zahlreichen Raffinationsprodukten seinen Siegeszug über die Erde angetreten hat. Die heute am meisten vertretene Ansicht, die namentlich von Engler-Markstraße begründet und experimentell gestützt wurde, gipfelt darin, anzunehmen, daß aus Resten vorweltlicher tran- sreicher Seetiere und aus Pflanzenfetten, welche von Diatomeen — in früheren Erdperioden ungeheurer zahlreich vorhandenen Algenarten — stammen, das Petroleum unter der hohen Temperatur und dem hohen Druck, welche im Erdinneren herrschen, entstanden ist. Diese Hypothese hat besondere Wahrscheinlichkeit dadurch bekommen, daß es Professor Engler in der Tat gelungen war, durch Destillation von Tran, also einem tierischen Fett, unter erhöhtem Druck eine Flüssigkeit darzustellen, die dem natürlichen Petroleum sehr ähnlich ist. Englers Annahme wurde in neuester Zeit noch dadurch gestützt, daß sich im Petroleum gewisse Stoffe (Cholesterine) nachweisen ließen, die nur noch im lebendigen Gewebe vorhanden sind, deren Anwesenheit also die Entstehung des Erdöls aus Organismen tieri- scher oder pflanzlicher Natur sehr wahrscheinlich macht. — Dieser sogenannten organischen Theorie steht die von dem französischen Chemiker Moissan, dem Erfinder der künstlichen Diamanten, begründete anorganische Hypothese gegenüber: anorganisch des- halb genannt, weil nach Moissan beim Petroleum Stoffe von Organismen keine Rolle spielen sollen, sondern nur unorganische Materialien für den Entstehungsprozeß in Anspruch genommen werden. Nach Moissan ist das Petroleum dadurch entstanden, daß auf gewisse Metall- kohlenstoffverbindungen, die sich nur unter sehr hohen Temperaturen, wie sie z. B. in Vulkanen herrschen, bilden können, Wasser zerlegend einwirkt. Bei diesem Zerlegungsprozeß entstehen zumeist gasförmige Kohlenwasserstoffe, Grubengas und Aethylen. Werden diese weiter einer erhöhten Temperatur ausgesetzt, so bildet sich, namentlich in Gegenwart von freiem Wasserstoff, eine dem natürlichen Petroleum gleichende Flüssigkeit. Mit Hilfe der hohen Temperaturen, die Moissan in dem von ihm kon- struierten elektrischen Ofen erreichen konnte, hat er tatsächlich seine Annahme durch wohlgelungene Experimente stützen können und so aus anorganischen Bestandteilen eine petroleumartige Flüssigkeit herzustellen vermocht. Die meisten Forscher neigen zwar der Entstehungstheorie von Engler zu, immerhin aber gibt es genug, namentlich französische, welche die ebenfalls auf dem Experiment basierenden Argumente des erst vor wenigen Jahren verstorbenen Moissan für ebenso beweisend halten, wie die andere Partei die Englerschen Untersuchungen. Jedenfalls sind auch heute die Alten über die interessanteste Streitfrage, die allerdings lediglich theoretisch- wissenschaftliches Interesse hat, noch nicht geschlossen. W.

Aus dem Pflanzenreich.

Der Samenreichtum der Unkräuter. Der Direktor der dänischen Samenkontrollstation, S. Dorph-Petersen hat, wie wir dem „Prometheus“ entnehmen, die Menge der reifen Samen bei einigen der verbreitetsten Wiesen- und Ackerunkräuter gezählt und festgestellt, daß eine freistehende kräftige Pflanze der wildwachsenden Möhre (Daucus Carota) in einer einzigen Vegetationsperiode 110 000 Samen erzeugte; auf Wiesen im geschlossenen Verbände stehende Pflanzen derselben Art lieferten ungefähr je 4000 Samen. Eine kräftige Pflanze des Spitzwegerich (Plantago lanceo- lata) auf einer Wiese lieferte etwa 15 000 Samen, kleinere Pflanzen derselben Art geben durchschnittlich je 2500 Samen. Die weiße Bucherblume (Chrysanthemum Leucanthemum) lieferte in kräftigen Pflanzen 26 000 Samen, in kleinen Exemplaren je 1800 bis 4000 Samen. Bei der Ackerdistel (Sonchus arvensis) wurden 3000 Samen auf die Pflanze gezählt, bei der geruchlosen Kamille (Matricaria inodorata) 310 000 Samen, von denen 300 000 auch wirklich keimfähig waren. An der am Wegrand wachsenden Kratzdistel (Cirsium arvense) wurden im Durch- schnitt an einem mittelstarken Stengel 4500 ausgebildete Samen er- mittelt. Es sind das Zahlen, die an die Eierproduktion der Fische erinnern und jedenfalls beweisen, wie schwer jenen Unkräutern der Kampf ums Dasein gemacht wird.

Kleines Feuilleton.

Naturwissenschaftliches.

Wie das Petroleum entstand im Schoße der Erde, das ist eine Streitfrage, die die wissenschaftlichen Geister lange in zwei feindliche Lager geteilt hat und die auch heute noch nicht ein- deutig entschieden ist. Nachdem es Drake im Jahre 1859 zum ersten Male gelungen war, in Pennsylvania (Nordamerika) eine große Erdölquelle anzubohren und Tausende von Hektolitern des kostbaren Erdöl-schatzesutage zu fördern, entwickelte sich aus diesem Neufunde bald einer der mächtigsten Zweige am Baume der chemischen Industrie. In Pennsylvania und in vielen anderen Teilen der Vereinigten Staaten wurden immer neue und ergiebigere Erdölfelder aufgedeckt. Die Millionen-schätze eines Rockefeller, des „Dollkönigs“, der mit kaufmännischer Rücksichtslosigkeit das Monopol an sich zu reißen wußte, datieren daher. Bald wurden auch in anderen Ländern Petroleumquellen gefunden, vornehmlich in Rußland, das mit seinen ungeheuren Erdölgruben am Kaukasus, in der Gegend von Baku, dem amerikanischen Import gewaltige Konkurrenz machte. Neuerdings beteiligten sich viele andere Länder, Niederländisch-Indien, Rumänien, Galizien, in geringem Maße auch Deutschland (Elsäß, Hannover) an der Erdölproduktion, und es traten immer weitere Länder in diesen Kreis ein, da der außerordentliche national- ökonomische Wert dieses Erdmaterials von Tag zu Tag mehr er-